Mann mit Ausblick. *Die Nähe zu Wasser und Hafen fasziniert ihn ebenso wie der Gedanke, am Entstehen von Hamburgs neuer Mitte mitzuwirken: Pastor Frank Engelbrecht.* *Foto: Thilo Rückeis*

Hamburgs Hafencity ist Europas größtes Städtebauprojekt. Erste Bewohner sind da, nun fehlt der Reißbrettstadt noch eine Identität

Herz aus Glas

Von Marc Winkelmann, Hamburg

Eigentlich, sagt Susanne Wegener, entwickelt sich die Hafencity besser als gedacht. Klar, der Lärm der Laster, die selbst am Wochenende anrücken, ist nicht so angenehm. Aber damit war zu rechnen, so steht es ja im Mietvertrag. Und dass die offene Architektur mit den Glasfronten auch bedeutet, den Nachbarn beim Fernsehen zugucken zu können: Okay, das kannte sie aus Steilshoop, ihrem alten Viertel, nicht. Aber was hat sie dafür nicht alles gewonnen. Diesen Blick, den Hafen direkt vor der Tür, und das Plätschern des Wassers im Ohr. Diese Lage, findet Susanne Wegener, 57 Jahre alt, ist nicht zu überbieten. „Es ist ein Geschenk, hier zu wohnen."

Wenn nur die Touristen nicht wären.

An diesem Abend sind sie gekommen, um die „Queen Mary 2" zu bestaunen. Der Luxusliner hat am Kreuzfahrtterminal im Hamburger Hafen festgemacht, nur hundert Meter von Wegeners Wohnzimmer entfernt. Er ist zum neunten Mal in der Stadt. Die Zuschauer stehen am Kai, sie halten Fotohandys in die Luft oder trinken Bier, und aus den eigens aufgebauten Buden dröhnt Musik. Eine halbe Million Besucher sind es insgesamt, werden die Veranstalter später verkünden. Aber es nieselt. Bei gutem Wetter geht es hier noch ganz anders zu.

Dann stehen sie mit Camcordern in der Hand in den Gärten und filmen in die Wohnzimmer. Oder sie schieben Zäune und Begrenzungen beiseite und legen sich zum Sonnen in die Baustellen.

„Was hier passiert, ist unglaublich", sagt Susanne Wegener. Einer ihrer Nachbarn drückt es weniger höflich aus. „Die sind völlig schmerzfrei, als ob das hier rechtsfreier Raum ist." Dass die Zahl der Neugierigen abnimmt, erwarten die Bewohner nicht. Denn nur zweihundert Meter entfernt entsteht die Elbphilharmonie. Sie soll Hamburgs neues Wahrzeichen werden. Ein futuristischer Glasbau auf einem alten Kaispeicher, so sieht es die Planung vor, und wenn der eröffnet wird, „zählt unsere Straße zu den meistbefahrenen Norddeutschlands", sagen sie hier.

Der Hafen, das Plätschern des Wassers. Wenn nur die Touristen nicht wären

Rund ein Jahr wohnen sie bereits in den Häusern der Baugenossenschaft Bergedorf-Bille, sie sind die Ersten, Teil eines Versuchs.

Hamburg will wachsen. Hamburg will seinen Stadtkern vergrößern, um 40 Prozent. In der Hafencity sollen mal Arbeitsplätze für 40 000 Menschen entstehen. Und Leben. Eine Stadt in der Stadt, über 150 Hektar groß, entworfen am Reißbrett, auf der Suche nach einer Identität zwischen Glas, Stahl und Backstein. Das ist der Versuch. Ein Modellprojekt, das die Frage nach der Zukunft deutscher Großstädte beantworten soll. Sie beschäftigt nicht nur die Politiker in Hamburg.

Die ersten Bewohner sind da, Susanne Wegener, der Nachbar und etwa 400 andere Menschen. Einige haben sich eingerichtet und mit den Provisorien arrangiert, andere sagen, sie seien angekommen. Es gibt einen Kiosk für Tabak, Zeitschriften und belegte Brötchen, einen Supermarkt gibt es noch nicht. Für Milch, Obst und Gemüse muss Susanne Wegener, die bei der Sozialbehörde arbeitet, aus der Hafencity raus.

Nur in was für einem Stadtteil sie hier wohnen, diese Frage können die Bewohner noch nicht beantworten.

Es ist die Frage, ob aus der attraktiven Baustelle eine funktionierende Nachbarschaft entsteht, mit sozialen Kontakten, mit Freunden und Familien und der Chance, am Wochenende ungestört im Garten zu liegen. Wie in einem gewachsenen Viertel eben. Oder ob am Ende alles ganz anders kommt.

Es sind erste Freundschaften entstanden, einmal im Monat organisiert Susanne Wegener einen Nachbarschaftstreff im Gemeinschaftsraum des Genossenschaftshauses. 15 bis 17 der Bewohner kommen inzwischen regelmäßig.

Viele Möglichkeiten, das Viertel selbst zu gestalten, hatten sie bisher allerdings nicht. Die Stadt Hamburg will Maßstäbe setzen – „mindestens im europäischen Kontext", so verheißt es der Masterplan. 12 000 Menschen sollen auf den ehemaligen Kaianlagen einmal wohnen, und die Planer hoffen auf eine „intensive Nutzungsdurchmischung". Wohnen, Arbeiten, Kultur und Freizeit: eine 24-Stunden-Stadt, in der das alles zu haben ist.

Die Hafencity soll die bisherige Innenstadt rund ums Rathaus erweitern und gleichzeitig ihren Gegenentwurf bilden: lebendig und dynamisch, nicht ausgestorben nach Geschäftsschluss.

Also wird für Kulturinteressierte die Elbphilharmonie gebaut, für Studenten die Hafencity-Universität, für Kinder eine Grundschule mit Kindertagesstätte. Baugenossenschaften bieten Wohnungen für 9,50 Euro pro Quadratmeter. Das ist nicht gerade billig, aber immerhin günstiger als in anderen In-Stadtteilen Hamburgs. Events wie die regelmäßigen Besuche der „Queen Mary 2" sollen Touristen, Investoren und Architekten für das neue Viertel begeistern. Ob der Plan aufgeht?

2015 wird man sehen, ob es funktioniert, sagte Bürgermeister Ole von Beust kürzlich.

Abwarten und zuschauen, das ist nicht Frank Engelbrechts Methode. „Soziale Strukturen leben von der Langsamkeit der Geschwindigkeit. Und die kann man nicht von oben befehlen." Engelbrecht ist Pastor der Hauptkirche St. Katharinen.

Früher hatten Stadtteile mehrere Jahrzehnte oder Jahrhunderte, um sich zu entfalten. Diese Zeit hat die Hafencity nicht. 2025 soll sie fertig sein. Engelbrecht will seinen Beitrag dazu leisten, dass die Bewohner sich mit der Hafencity identifizieren und Verantwortung übernehmen. „Ecken und Kanten", findet er, solle der Stadtteil bekommen. Wie man das anstellt, muss Engelbrecht selbst erst lernen. Seine Kirche liegt außerhalb der Hafencity, am nördlichen Rand. Wenn er von dort aus die Hafencity sehen will, muss er auf den knapp 70 Meter hohen Kirchturm steigen – die backsteinrote Speicherstadt versperrt die Sicht.

Von oben betrachtet gleicht die Hafencity einer Insel. Sie ist noch nicht so recht angebunden an die alte Innenstadt. Engelbrecht findet, es sei noch zu schwer, den Weg hinüber zu finden. In vielerlei Hinsicht. Die Hafencity sei dabei, eine reine Eventstadt zu werden, die Architekten nähmen zu wenig von den umgebenden Gebäuden auf, die Wohnungen seien zu teuer, die Interessen der Politik und der Wirtschaft vorrangig.

Trotzdem ist er überzeugt von der Hafencity. Es brauche nur jemanden, der auf die Menschen zugehe, sie miteinander ins Gespräch bringe und vermittele. Engelbrecht, der Besucher seines Gottesdienstes mit einem herzhaften „Moin, Moin" und einem festen Handschlag begrüßt, will das sein, er will mitmischen und seine Kirche als „geistliche NGO", Nichtregierungsorganisation, etablieren.

Als Student hat er in der Nähe gelebt, auf St. Pauli. Die Nähe zum Wasser und zum Hafen fasziniert ihn. Und die Aussicht, seine Gemeinde zu vergrößern: 800 Mitglieder hat St. Katharinen derzeit, 4000 neue werden durch die Hafencity dazukommen, glaubt Engelbrecht. Auch deshalb regte er kürzlich ein Stadtteilfest mit ansässigen Firmen und Nachbarn an. Und einmal pro Woche fährt seine Flussschifferkirche raus. Das schwimmende Gotteshaus, Deutschlands ältestes, besucht jeden Dienstagvormittag Hafenarbeiter und Seeleute.

Ein anderer Partner in diesem Netzwerk ist Kai Wiese, der Betreiber des Stadthaushotels in Altona. Auch er ist begeistert von der Hafencity. Die Alster und die alte Innenstadt, das sei das feine Hamburg, sagt er, gediegen, vornehm zurückhaltend, aber nicht sein Ding. Wiese, Typ Hafenarbeiter, zupackend und freundlich, fühlt sich am Hafen wohler. Derber, ehrlicher gehe es dort zu. Deshalb hält er „die Rückkehr der Innenstadt an die Elbe für eine ganz starke Aufwertung". Momentan aber befürchtet er, dass dort ein teures, tristes Neubauviertel ausschließlich für Wohlhabende entsteht. „Schon jetzt gibt es keine Plätze, an denen man auch mal laut sein darf." Skater und Rollerblader hätte man von den Magellan-Terrassen, einem der ersten öffentlichen Plätze, gleich vertrieben. „Ob man das Ding vergeigt oder gewinnt", sagt Wiese, „das entscheidet sich jetzt."

Die Pläne sind kühn: Philharmonie, Uni, Schulen. Bisher fehlt vor allem ein Supermarkt

Er plant in der Hafencity ein 3-Sterne-Integrationshotel: 80 Betten, 70 Angestellte, zwei Drittel von ihnen werden Behinderte sein. Zehn Millionen Euro kostet das Projekt, 2010 soll das Hotel spätestens Gäste empfangen. „Wir wollen unser Hotel ganz bewusst in der Hafencity bauen, um das soziale Bewusstsein wieder deutlicher in der Stadt zu verankern."

Dass die Idee funktionieren kann, hat Wiese bereits bewiesen. Sein erstes Integrationshotel, das er über den Verein Jugend hilft Jugend e.V. in Altona führt, trägt sich, die Auslastung liegt bei knapp 80 Prozent. Wirtschaftlich aber stößt das Hotel an seine Grenzen. Also wird expandiert, mit der Unterstützung einiger Prominenter, unter ihnen der ehemalige Bürgermeister Henning Voscherau, der Publizist Hellmuth Karasek und der Maler Daniel Richter.

Trotzdem muss Kai Wiese mit Widrigkeiten kämpfen. Erst kürzlich ist ihm der angestrebte Standort am Magdeburger Hafen, einem der Herzstücke der Hafencity, entgegen der ursprünglichen Zusage verweigert worden. „Jetzt sollen wir in die zweite Reihe", sagt er.

Zu teuer, zu exklusiv. Für Durchschnittsverdiener und Familien gilt die Hafencity als unerschwinglich. Das stimmt nicht ganz. Wer in anderen Stadtteilen, dem Schanzenviertel etwa, eine renovierte Altbauwohnung beziehen will, muss mit zehn, elf Euro Miete pro Quadratmeter rechnen. In der Hafencity geht es eben bei 9,50 Euro los. Allerdings ist die Zahl dieser Wohnungen begrenzt. Nach oben hingegen gibt es kaum Grenzen. Philippe Starck führt das in seinem Yoo-Haus vor. Dort lässt der Designer 63 Luxusapartments bauen. Größe: 75 bis 268 Quadratmeter, Kaufpreis: bis zu 7000 Euro pro Quadratmeter. Der gemeinschaftliche Wellnessbereich ist mit Swimming-Pool und Sauna ausgestattet, auf Wunsch stehen den Käufern Designerteams zur Verfügung, um die Wohnungen einzurichten. Die meisten Objekte sind bereits vergeben.

Ein paar Häuser weiter, beim Nachbarschaftstreff, kennt man das Gerücht, in der Hafencity wohnten nur Yuppie-Pärchen mit zwei Einkommen und ohne Kinder. Stimmt nicht, sagt Susanne Wegener. „Das Image nervt uns." Sie möchte es gerne korrigieren. Nur wie? Mit einem Verein, vielleicht. Sie liest aus einer E-Mail vor, die Frank Engelbrecht, der Pastor, ihr geschickt hat. Es geht um den Entwurf für eine Satzung und das Ziel, sich Gehör und Einfluss zu verschaffen, auch, um ein Stück privaten Raum zu erobern. Einiges sei doch zu offen gestaltet worden, der Spielplatz zum Beispiel müsse den eigenen Kindern vorbehalten sein.

Ein Verein, mit Schriftführer und Kassenwart, erscheint den Bewohnern aber doch zu aufwendig. Bisher habe es doch auch ohne geklappt. Wie bei Jürgen Fischer, 71, Rentner. Fischer sitzt im Rollstuhl. Neulich kam Jürgen Bruns-Berentelg auf ihn zu, der Geschäftsführer der Hafencity GmbH. Ob Fischer nicht mal einen Rundgang durch die Hafencity machen wolle? Dann könne er, Bruns-Berentelg , lernen, wo es noch Dinge zu verbessern gebe. Ein paar Tage später fingen Bauarbeiter an, neue Rollstuhl-Rampen und Behindertenparkplätze zu errichten. „Es ist nicht alles schlecht", sagt Fischer und schaut aus dem Fenster, wo die „Queen Mary 2" liegt, nur 100 Meter entfernt. „Jeden Morgen schaue ich auf das Wasser und den Hafen und denke: Womit habe ich es nur verdient, hier zu wohnen?"

Offene Architektur. *Manchmal fühlten sie sich beobachtet, sagen die Bewohner der Gebäude am Sandtorkai in der Hamburger Hafencity.* *Foto: Alfred Buellesbach/Visum*